



# westtext

KÖLNER STIMMEN

N° 01

# EDITORIAL

Leserin! Leser!

Mit offenen Augen durch Köln zu gehen: Das lohnt sich. Immer. Spannende Ecken gibt es, tolle Menschen und, wenn man genau hinsieht, auch wunderbare Texte. Wir haben ganz genau hingesehen – und ein paar ganz wunderbare gefunden: Texte, die vom Leben erzählen, hier und anderswo, die funkeln und faszinieren, ausschweifen und eindampfen, die köstlich unterhalten und herrlich nachdenklich machen. Eben: Kölner Stimmen.

Seit 20 Jahren präsentieren wir die aufregendsten Autorinnen und Autoren der Literaturszene. Dabei liegen uns die Erzähleutwürfe vor Ort

besonders am Herzen. »Westtext« will Einblick geben in die lebhafteste, vielfältigste Landschaft hiesiger Schriften, von Prosa bis Lyrik, von Kurzgeschichte bis Protokoll, von Email-Sammlung bis Romanauszug. Umspannt werden die schillernden Narrative von einer Fotostrecke, die noch einmal eigene (Farb-)Akzente setzt.

Ohne Förderung ginge das übrigens nicht. Deshalb bedanken wir uns herzlich bei Japan Tobacco International für die langjährige Unterstützung – auch bei dieser Beilage. Ebenso herzlich bei der *StadtRevue* für die wunderbare Zusammenarbeit. Es soll nicht die letzte gewesen sein: Ungleich mehr gibt es noch zu entdecken, rund um den Dom und in weiter Ferne. Und entdecken wollen wir auch noch die nächsten 20 Jahre, mindestens.

Jetzt aber: Augen auf!

IHR LITERATURHAUS KÖLN

## IMPRESSUM

Redaktion: Bettina Fischer, Tilman Strasser, Christian Werthschulte

Projektleitung: Gabriele Micke, StadtRevue

Autoren dieser Ausgabe: Ulrike Anna Bleier, Gunther Geltinger, Thorsten Krämer, David Krause, Angela Steidele

Fotos: Dörthe Boxberg

Grafik: Claudia Faber, StadtRevue

Druck: Henke

Sponsor: Japan Tobacco International (JTI)

## ANGELA STEIDELE



Geboren 1968, schreibt, singt und gärt in Köln. Sie erforscht und erzählt historische Liebesgeschichten und veröffentlichte u. a. »In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Linck alias Anastasius Rosenstengel« (Böhlau, 2004, Gleim-Literaturpreis); »Geschichte einer Liebe: Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens« (Insel, 2010). Der im Text erwähnte Roman ist ebenfalls in der Zwischenzeit erschienen: »Rosenstengel. Ein Manuskript aus dem Umfeld Ludwigs II.« (Matthes und Seitz, 2015). Er wurde zwar nicht mit dem Alfred-Döblin-Preis 2011, dafür aber 2015 mit dem Bayerischen Buchpreis ausgezeichnet. Über ihr bisheriges Werk spricht Angela Steidele mit Michael Kohtes in »Zeichen und Wunder« am 5. Mai 2016, auf WDR 3 um 12:05–13:00 Uhr und auf WDR 5 um 15:05–16:00 Uhr.

VON: ANGELA STEIDELE (STEIDELE@YAHOO.DE)

BETREFF: NIETE

AN: BETTINA FISCHER (B.FISCHER@KOELNER-LITERATURHAUS.DE)

29.05.2011 | 11:11

Liebe Bettina,

Nein, ich habe den Preis gestern nicht gewonnen. Macht aber nichts. Grass selber schmunzelte bei meiner Lesung und meinte hinterher: »Erfundene Quellen sind ohnehin die besten.« Und erzählte mir lang von seinen Recherchen über den Untergang der Wilhelm Gustloff. Er hat den Alfred-Döblin-Preis aus seinem Privatvermögen gestiftet, nachdem der Butt ihm so viel Geld eingebracht hat, dass er etwas davon weiterreichen musste, wie er meint. Er tritt völlig unpräzise auf, trägt ausgebeulte Cordhosen und sein immer noch schwarzer Schnauzbart hängt ungepflegt über den Lippen.

Am Abend, nach der Bekanntgabe des Preisträgers, saßen wir alle noch in der milden Abendsonne auf der Terrasse des Icb und blickten auf den Wannsee hinaus. Beim Plaudern bemerkte ich, wie Grass von Tisch zu Tisch trat, scheinbar ein immer gleiches Anliegen vortrug und sich jedes Mal einen Korb holte. Als er am Nachbartisch stand, verstand ich, worum es ging: In einer Viertelstunde wurde das Endspiel der Champions League angepfiffen, Manchester United gegen Barcelona, und Grass suchte Fußballfans, die mit ihm Fernsehen guckten. Da war er bei den anwesenden Literaten aber in mauere Gesellschaft geraten. Überhaupt wunderte er sich über uns alle, wie er an unserem Tisch bekundete. Zu ihrer Zeit seien sie um diese Stunde längst besoffen gewesen und hätten sich gegenseitig in den Wannsee geworfen. Oder hätten selber Fußball gespielt. Und Ingeborg war Schiedsrichterin.

Dass niemand mit einem Literaturnobelpreisträger fernsehen wollte, wolle ich grausigen Gedichte er in der Zwischenzeit auch geschrieben haben mag, tat mir in der Seele weh. Der Tag war lang gewesen, ich hatte seit dem Morgen geredet und war eigentlich hundemüde. Und so stieß ich S. mit dem Ellbogen an und raunte fragend: »Sollen wir nicht mit ihm gucken?« S. hasst Profi-Männer-Fußball, aber sie hatte sich mit Grass an dem Tag schon sehr nett über die Implikationen des Schimpfwortes »Paslak« ausgetauscht, das außer dem alten Kaschuben und ihr (ihre Familie mütterlicherseits stammt ebenfalls aus Danzig) niemand mehr versteht. Ohne viel Überredungskunst kam sie mit. Wahrscheinlich hoffte sie, ihm beim Fußball noch weitere kaschubische Schimpfwörter ablauschen zu können.

Und so machten wir es uns zu dritt im Zimmer des Direktors zwischen hochgestapelten Manuskripttürmen bequem, vor einem rührend betagten Fernsehmonstrum, und schauten uns das Finale an. Grass saß in der Mitte, S. rechts, ich links von ihm. Er war für Manchester und seinen vermeintlich

ehrlichen Arbeiterfußball. Wir hielten es dagegen mit Barcelona, die einfach schöner spielten als die hölzernen Kicker von der Insel. Bis zur Pause hatte Grass begriffen, dass er zwischen einem Paar saß. Als in der zweiten Hälfte abzusehen war, dass Manchester verlieren würde, verlor er das Interesse am Spiel und schwadronierte auf einmal vom § 175 und wie er die SPD in den 70ern dazu gebracht hat, sich von den alten Vorurteilen zu verabschieden. Als der Schlusspfiff ertönte, hatten wir alle drei gewonnen: Wir mit Barcelona, er als wackerer Streiter für die homosexuelle Emanzipation.

Anbei schicke ich dir ein Beispiel, wie das so gehen könnte mit meinem Briefroman. Bei der nächsten »Armenspeisung Kölner Autoren« bin ich übrigens gerne wieder dabei.

Bis dahin grüßt sehr herzlich  
Angela

LUDWIG II., KÖNIG VON BAYERN  
AN KAISERIN ELISABETH  
KÖLN, 14. AUGUST 1864

Liebe Cousine!

Erschüttert von der hier Stein gewordenen Geschichte schreibe ich Dir aus dem ehrwürdigen Heiligen Cöln. – Von Mainz aus benutzte ich die Eisenbahn und fuhr am linken Ufer des majestätischen Rheines herab. Zum ersten Male sah ich den Rhein in der Ruhe. – Welch ein wunderbarer Strom! – Herrlich sind seine Ufer! – An die Vorzeit mahnd erheben sich die hehren Burgen zu beiden Seiten dieses prachtvollen Stromes! Ich hatte ein Buch bei mir, welches die Rheinsagen enthält; und so war es mir möglich, mich ganz in die Wunder des Mittelalters zu versetzen. – Und nun das bezaubernde Cöln! – Dieser wunderbar schöne Dom! – Himmelanstrebend erheben sich seine Säulen, zur Andacht muß dort jede Seele sich gestimmt fühlen. – Welche Pracht der Glasgemälde! – Nie wird sich der Eindruck verwischen, der ein bleibender ist, den mir Cöln und der Rhein hinterlassen haben.

Mein Cicerone war ein etwas liederlich, aber leidlich sauber aussehender Mensch mit abgewetztem Beinkleidern und einem schwarzen, wie man mir sagte, typisch kölschem Schnurrbarte. Er führte mich überall herum, und da ich selbst nur einen schlichten dunklen Straßenanzug trug, genoß ich in seinem Schutze das unauffälligste Incognito, welches ich zu wünschen mir nur wünschen konnte. In den ärmlicheren und unansehnlicheren Gegenden (er benutzte ein anderes Wort, Vettel oder so ähnlich, welches ich aber nicht verstand), welche Cöln leider auch aufzuweisen hat, etwa um den so genannten Griechenmarkte herum (die unsterbliche Kaiserin Theophanu soll ihre Landsleute mitgebracht haben), äußerte er zwar zu meinem größten Unvergnügen haltlose Behauptungen, die ihn in eine verdächtige Nähe zur Socialdemokratie rückten. Doch gewann er sich wieder meine Achtung, als er mir auch das römische Cöln nahe zu bringen wußte, etwa im Kellergeschoß der einfältig edel romanischen Kirche von Groß St. Martin, welche sich über einer römischen Bade-Anstalt erhebt. Mein Führer überredete den Küster, mir zum Gedenken ein Blättlein zu überlassen, das aus ehrwürdigen Vorzeiten auf uns gekommen. Es stammet aus der ehemaligen Nachbargemeinde Klein St. Martin und handelt von einer »faulen Gesellschaft am Heumarkt«. Es liest sich höchst curios und wirst Du Deine Freude an der Abschrift haben, welche ich beilege.

Neugierig geworden bat ich meinen Cicerone, mir nun noch jenen besagten Heumarkt zu zeigen sowie die engen Gassen um denselben herum. Dort besuchten wir zu fortgeschrittener Stunde ein gewagtes Local namens Timp, wo eine

literaturhausköl

Großer Griechenmarkt

Bachemstr

Kärmergasse

Seit 1996  
die richtige  
Adresse  
für Literatur.

Das volle Programm:  
[www.literaturhaus-koeln.de](http://www.literaturhaus-koeln.de)

Revue gegeben wurde, die mein guide als eine der Specialitäten seiner Heimatstadt anpries, welche in diesem Vettel schon seit der Herrschaft der Römer im Schwange. Und antike mutete dann wahrlich an, was wir zu sehen und zu hören bekamen. Zu den Klängen eines billigen Couplets, dürrtig von einem schwachbrüstigen Pianoforte begleitet, trat ein nicht mehr ganz junger Jüngling als Vercörperung der Agrippina auf, der ehrwürdigen Gründerin Cöln's, welche, von einer Vestalin begleitet, das Feuer der Saturnalien feierlich entzündete. Kaum brannte der Unschlitt in der etwas zu billig ausgeführten Blechschüssel, begann »Agrippina« einen Tanz mit der »Vestalin«, deren ausgemergelter, hohlbrüstiger Leib direct aus den tuberculösen Vetteln zu stammen schien, die wir zuvor besucht (in der Blässe des Gesichts schimmerte der Bartschatten trotz aller Schmincke umso auffallender). Leider entbehrte die Gestalt der Agrippina mit ihrer gewaltigen, massiven Erscheinung alle Grazie und Geschmeidigkeit, die der wahren Gründerin Cöln's gewiß eigen. Je temperamentvoller »sie« tanzte, desto banger meine Furcht, ihr Corsett könnte plötzlich Schaden nehmen und Thatsachen zur Schau stellen, die in unserem Eintrittsbillett gewiß nicht enthalten.

Ewig dankt Dir Dein treuer Cousin für Deinen nicht genug zu preisenden Ratschlag, unerkannt auf Reisen zu gehen, und verbleibt

Dein eigen bis über den Tod hinaus  
Ludwig



**BARTHOLOMÄUS ZIEGENBALG AN MELCHIOR GLOGGENGIESSER,  
PFARRER AN KLEIN ST. MARTIN  
MÜLHEIM IN DER GRAFSCHAFT BERG, 1. APRILIS 1716**

Hochachtbarer Magister und vielgeehrter Pfarrherr

Wie ich gestern vom Mühlebach zum Rhing will gehen, nach meiner Ladung Waid sehen und ob sie schon ankommen, überraschet mich das Mittagsläuten und trete in Meines Hochachtbaren Magisters Kirche ein, still mein lutherisches Gebet zu verrichten, so gut es mir in Meines hochverehrten Herrn weihrauchverpesteter Kirchen will gelingen. Wie ich mich in einer abseitigen Bank will sammeln, störet mich mit großem Unvergnügen ein merckwürdig Geräusch. Ich suche, den Ursprung desselben zu ergründen, und gewahre einen Beichtstuhl, welcher leicht bebet, ja hin- und widerschauklet. Da aber von außen niemand sich machet an demselben zu schaffen, muß endlich annehmen, daß derselbe solle von innen verrücket werden, und zwar unter großer Anstrengung, nemblich heftigem Stöhnen und Schnauffen. Wie ich näheretrete, die Sach zu erkunden, ahndet's mir, daß andere Gläubige gleich mir in die Kirchen eingetreten, jedoch nicht, umb in Glut vor den HErr zu entbrennen, sondern umb sich miteinander in gar zu geheime Vertraulichkeit einzulassen. Voll Zorn des gerechten GOTTes reiße das Thörlein auff, hinter welchem so ungeberdig gesündigt, und erblicke zu minger größte Verwundrung ne Nackaasch, welcher ein dürr Jüngelche unter sich halb zu tot erdrücket. Zögere nicht, dem Kerl an die heruntergelassne Botz zu greiffen und denselben von dem Jong herunterzureißen, welcher sich ob der Rettung, welche ich ihm angedeihet, jedoch höchlichst empöret. Geitzet auch der schwatze Schnurres nit mit Schmähworten aller Art

und wünschen beyde mich kurzum zum Deuffel. Begeben sich auch, nachdem sie das Thörlein abermalen hinter sich zugezogen, unbekümmert zurück an ihr Geschäft.

Kümmert es Meinen Hochverehrten Herrn so gar nicht, daß sein Hause GOTTes solcherart verlästert und mißbrauchet? Billiget Er gar die faule Gesellschaft, welche sich um den Heumarkt in allerley ruchbaren Schenken, in dunkelen Gassen, ja in seiner Kirche selbst schwächlich eingerichtet? Es ist ja gewiß mit der Erziehung der Jugend bey Ihm so elend bestellet, daß es schlimmer nicht seyn könnte. Doch bedencke mein Hochverehrter Herr, ist die Jugend hingebacht in Augen-Lust, Fleisches-Lust und hoffärtigem Wesen, so ist der Anlaß zu einem größern und allgemeinen Verfall des Christenthums gegeben. Ist dahero kein Wunder, daß seine Lück mehrentheils in lauter Sünden, Schanden und Lastern leben. Wer aber Jesum wahrhaft will nachstapfen, der ergiebet sich in eine rechte Verleugnung, der meidet alle Trunckenheit, Saufferey und Schmauserey, allerley Art von Spielen, die das Gemüth von GOTT divertiren oder abkehren, dahin auch das Weltübliche Tantzen gehöret, alle unnützliche Comoedien, eitele Opern und gottlose Narren-Spiele, deren Besuchung zu sündlichem Wesen Gelegenheit geben.

Wie alle wahren Freunde der Wahrheit wissen, ist dieselbe eine kitzliche Materie. Die Wahrheit ist keine Offenbarung, sondern von Menschen gemacht, und also fälschlich, schwach und wandelbar und erfordert mehr Aufmerksamkeit als sonderlichen Witz. Dahero verdient die Untersuchung von dem Ursprung der gemeinen Irrthümer eine genaue Betrachtung, umb zu sehen, was die Ursache sey, daß die Menschen, die ohne Mühe die Wahrheit besitzen sollten, derselben so gar vielfältig verfehlen, und daß sonderlich diejenigen, die andere von denen Irrthümern zu der Wahrheit führen sollten, öfters am tiefsten darin stecken.

Lebe der Hoffnung, der HErr möge auch meinem Hochzuehrenden Herrn Augen und Ohren öffnen und bleybe

Dessen dienstwilligster Diener

Bartholomäus Ziegenbalg  
Kauffmann und Ältester der Lutherischen Gemeinde in Mülheim



**VON: BETTINA FISCHER (B.FISCHER@KOELNER-LITERATURHAUS.DE)  
BETREFF: RE: NIETE  
AN: ANGELA STEIDELE(STEIDELE@YAHOO.DE)  
30.05.2011 | 14:55**

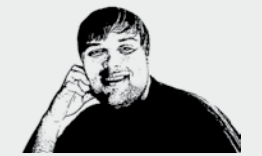
Liebe Angela,

Das du den preis nicht gewonnen hast, soll dich nicht grämen und werden wir niemandem weiter erzählen. Ich freue mich jedenfalls, dass du dich an deinen ersten roman wagen möchtest. Nur mut!

Als ansporn möchten wir dich einladen, einen kleinen beitrage für eine anthologie Kölner AutorInnen zu schreiben, die wir zum 15-jährigen bestehen des literaturhauses herausgeben werden. Aber keine historischen wahrheiten bitte, nicht dokumentarisch, sondern schön literarisch, ja?

Im übrigen hoffe ich, dass du unsere mittagsuppe jetzt zum letzten mal als »Armenspeisung« diskreditiert hast, sonst müssen wir ernsthaft darüber nachdenken, dich von der einladungsliste zu streichen!

Viele grüße  
Bettina



**DAVID KRAUSE**

Geboren 1988 in Köln, studierte das gymnasiale Lehramt der Fächer Deutsch, Englisch und Latein. 2013/14 Teilnahme an der Darmstädter Textwerkstatt unter der Leitung von Kurt Drawert. Lesungen im Literaturhaus Darmstadt, auf der Leipziger Buchmesse, am Kulturinstitut Tarabya in Istanbul und in Köln. Verschiedene Auszeichnungen, z. B.: Merck-Stipendium der Stadt Darmstadt 2013, Leonce-und-Lena Preis 2015, sowie ein Stipendium im Künstlerdorf Schöppingen 2016 (wird 2018 angetreten). Der erste Gedichtband »Die Umschreibung des Flusses« erscheint 2016 im Leipziger Verlag poetenladen.

## Polar

Du schläfst bereits. Im Fernsehen läuft in einem mir fremden Kanal ein Film über das nördliche Meer und ein Wal zieht durch das Bild, dunkel zum Raunen eines Cellos.

Dein Körper ist blau im Licht des Bildschirms. Dein Körper gleicht dem einer Ertrunkenen. Doch du atmest. Du atmest im Rhythmus von Wellen. Du hast deine Sprache verloren in deiner Tiefenangst unterm Himmel.

Ich wärmte dich. Unsere Körper schmolzen die Pole. Das Meer stieg höher und wir schauten wie Möwen hinab zu den Städten. Von oben erschienen sie hell und schön.

Im Bildschirm verschwindet der Wal und sein Ton, nicht hörbar, nur spürbar, ein Zittern, das unsere Körper durchmaß.

## THORSTEN KRÄMER



Geboren 1971, lebt als freier Autor und Gestalttherapeut in Köln. Mehrere Einzelveröffentlichungen, darunter »Neue Musik aus Japan« (KiWi, 1999) und »Der graue Cardigan« (Edition 12 Farben, 2011). Zuletzt erschien die Gedichtsammlung »The Democratic Forest« (Brueterich Press, 2015), die er am 4.7. um 19.30 Uhr im Literaturhaus Köln vorstellte. Für seine literarische Arbeit wurde er unter anderem mit dem Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium der Stadt Köln ausgezeichnet, zuletzt war er 2012 Preisträger beim postpoetry-Wettbewerb. [www.thorstenkraemer.de](http://www.thorstenkraemer.de)

## BLUMENANTIQUARIAT HELGA HOLLER

Der kleine Laden im Souterrain, gleich hinter dem Brüsseler Platz, war lange einer meiner Lieblingsorte im Belgischen Viertel. Schon die Einrichtung des von außen ganz unscheinbar wirkenden Geschäfts ist kurios: Linker Hand findet sich eine bunte Auswahl von Wandkalendern der letzten 40 Jahre; zur Rechten hängt ein großes Poster, auf dem über 100 Blumenarten dargestellt sind. Dominiert wird der Raum von mehreren hüfthohen Schubladenschränken, ähnlich denen, die Architekten verwenden. Sie sind im Quadrat angeordnet; die Abdeckungen sind entfernt und durch eine große Glasplatte ersetzt, durch die hindurch man den Inhalt der obersten Schubladen betrachten kann. Diese, wie alle anderen der zahlreichen, nur jeweils wenige Zentimeter hohen Schubladen, tragen keinerlei Beschriftung. Es ist mir ein Rätsel, wie Frau Holler den Überblick über ihre Bestände behält. Mal befinden sich zwei Blumen aus demselben Jahr in derselben Schublade; dann wieder liegen zwei Blütenköpfe nebeneinander, zwischen denen ich beim besten Willen keinen Zusammenhang herstellen kann. Ich habe freilich noch nie erlebt, dass Frau Holler auf der Suche nach einer bestimmten Blume die falsche Schublade herausgezogen hat.

Bei meinem ersten Besuch fesselten mich vor allem die Exponate unter der Glasplatte. Erst später bemerkte ich, dass auch die Blumen auf dem Poster einer näheren Betrachtung wert sind. Ihre detailreiche Darstellung, der feine Strich – ich fragte mich schließlich, ob Frau Holler dies alles vielleicht selbst gezeichnet hatte? Ich hätte sie natürlich einfach darauf ansprechen können, aber ich traute mich nicht. Etwas an ihrer Erscheinung – sie ist eine korpulente Frau Anfang 50, mit schon ergrauendem Haar und kräftigen Händen – hielt mich stets davon ab. Überhaupt wechselten wir nie viele Worte. Schweigend stand ich oft stundenlang vor dem Blumenposter und versuchte, alle Feinheiten in mich aufzunehmen oder die Arten auswendig zu lernen. Doch damit ist es nun vorbei. Denn seit dem 25. Oktober 2015 habe ich Hausverbot im Blumenantiquariat Helga Holler. Und das kam so:

Ich hatte am Nachmittag eine Verabredung, bei der ich mich mit der Zeit geirrt hatte – ich war eine Stunde zu früh in dem Café, in dem ich einen alten Freund treffen wollte. Da ich nichts zu lesen dabei hatte, beschloss ich, die Zeit anders zu nutzen und einen Abstecher ins Blumenantiquariat zu machen. Als ich dort ankam, befand sich Frau Holler gerade im Gespräch mit einem Kunden. Ich wollte nicht aufdringlich wirken, also grüßte ich nur knapp und widmete mich dann dem Studium des Posters, wie es meine Gewohnheit war. Dabei blieb es nicht aus, dass ich einen Teil des Gesprächs mitbekam. Der Kunde erzählte gerade ausschweifend von einer alten Jugendliebe,

der er vor Kurzem überraschend wiederbegegnet sei. Nun wolle er sie mit einer Blume aus dem Jahr überraschen, in dem sie sich zuletzt gesehen hatten: 1988. Die Frage war nur, welche Art von Blume er nehmen sollte. Eine Rose erschien ihm zu direkt; er selbst sei ein großer Freund von Lilien, was Frau Holler denn zu einer Weißen Lilie sagen würde? Das interessierte mich auch, und so drehte ich mich unauffällig zu den beiden um. Frau Holler wiegte sachte den Kopf hin und her, dann sagte sie: »Davon muss ich leider abraten. Die Weiße Lilie steht für den Tod.« »Oh«, machte der Kunde, »das wusste ich nicht.« In diesem Moment beging ich einen Fehler, den ich bis heute nicht richtig verstehe. Ich trat einen Schritt auf die beiden zu und sagte: »Entschuldigen Sie, dass ich mich einmische, aber ich habe zufällig Ihr Gespräch gehört. Ich denke nicht, dass Weiße Lilien für den Tod stehen. Ist es nicht vielmehr so, dass Weiße Lilien das endlose Vorüberziehen der Tage ausdrücken? Tage und noch mehr Tage, die endlos vorüberziehen und uns dabei mitziehen, uns endlos in die Zukunft ziehen?« Frau Holler sah mich an, der Kunde sah mich an, und dann redeten die beiden weiter, als wäre ich gar nicht da. Ich wiederholte meinen Einwand, erneut ohne sichtbare Reaktion. Als ich gerade zum dritten Mal zu sprechen ansetzen wollte, unterbrach mich die Eigentümerin des Ladens: »Ich glaube, Sie gehen jetzt besser.« Der strenge Ton ihrer Stimme reizte mich, trotzig erwiderte ich: »So können Sie doch nicht mit mir reden!« »Und ob ich kann«, sagte Helga Holler, und dann erteilte sie mir das Hausverbot. Ich sah meine Niederlage ein und verließ das Geschäft, nicht ohne einen vorwurfsvollen Blick in Richtung des Kunden zu werfen, der während der gesamten Auseinandersetzung geschwiegen und auf den Boden geschaut hatte.

Wenn ich heute am Blumenantiquariat Helga Holler vorbeigehe, befällt mich manchmal eine leichte Wehmut darüber, dass ich dort nicht mehr erwünscht bin. Am meisten betrübt mich aber, dass ich nun keine Gelegenheit mehr haben werde, Frau Holler zu fragen, ob die Abbildungen der Blumen tatsächlich von ihr persönlich gezeichnet wurden. Zutrauen würde ich es ihr.

## GEGENDARSTELLUNG

(von Helga Holler)

In der Literaturbeilage der StadtRevue vom Mai 2016 findet sich ein Text über mein Blumenantiquariat. Als Verfasser ist ein gewisser Thorsten Krämer angegeben. Leider befinden sich in diesem Text verschiedene Unwahrheiten, zu denen ich hiermit wie folgt Stellung nehme:

**1.)** Mir ist kein Thorsten Krämer persönlich bekannt. Der Autor erweckt den Eindruck, ein Stammgast meines Ladens gewesen zu sein; dies kann aber nur stimmen, falls er einen anderen Namen benutzt hat.

**2.)** Der Autor behauptet, ich hätte ihm gegenüber am 25.10.2015 ein Hausverbot ausgesprochen. Dies war nicht der Fall. Auch das Gespräch, das diesem Hausverbot vorausgegangen sein soll, hat in dieser Form nie stattgefunden. Fakt ist, dass mein Laden am 25.10.2015 geschlossen war. An diesem Tag fand auf dem Ottoplatz in Köln eine Kundgebung von HoGeSa statt, gegen die ich, wie viele andere Kölnerinnen und Kölner, mit Erfolg demonstriert habe. Ich mag zwar alte Blumen verkaufen, aber das heißt nicht, dass ich nur in der Vergangenheit lebe. Im Gegenteil: Ich verfolge das politische Geschehen in unserer Stadt sehr aufmerksam und schalte mich, wo ich es für erforderlich halte, auch aktiv als Bürgerin ein.

**3.)** Meine äußere Erscheinung wird im Text als »korpulent« beschrieben. Dazu stelle ich fest: Ich trage die Konfektionsgröße 40. Ich finde es traurig, dass im Jahr 2016 ein solcher Hinweis noch nötig ist. Hätte es der Autor wohl auch bei der

Beschreibung eines männlichen Ladenbesitzers als notwendig empfunden, auf ein körperliches Merkmal einzugehen?

**4.)** Angeblich soll es bei dem Gespräch mit einem Kunden meines Geschäftes um Blumen aus dem Jahr 1988 gegangen sein. Das kann ich definitiv ausschließen, da ich grundsätzlich keine Blumen aus diesem Jahr anbiete. 1988 ist meine Mutter gestorben, und ich kann mich noch sehr genau an den Tag erinnern, als es passiert ist. Es war der 3. Oktober, der Tag, an dem auch Franz-Josef Strauß gestorben ist. Beide Todesfälle stehen in einem gewissen Zusammenhang, denn meine Mutter war immer eine große Verehrerin des langjährigen bayrischen Ministerpräsidenten gewesen. Wir haben uns deshalb oft gestritten, da ich schon in jungen Jahren eine ganz andere politische Richtung vertrat als meine Mutter. Mein Vater war in dieser Hinsicht eher unentschlossen; er war froh, wenn er nach einem langen Tag im Büro zuhause seine Ruhe haben konnte, ohne sich noch um das Weltgeschehen kümmern zu müssen. Ich habe nur einmal erlebt, dass er meine Mutter und mich angeschrien hat; das war, als wir uns wegen des Kredits für die DDR, den Strauß vermittelt hatte, so laut stritten, dass er das Sonntagskonzert im Radio nicht mehr hören konnte. Jedenfalls lag Strauß Anfang Oktober 1988 im Koma, er war bei der Hirschjagd zusammengebrochen und ins nächste Krankenhaus gebracht worden, nach Regensburg. Sobald meine Mutter davon gehört hatte, liefen Radio und Fernseher ununterbrochen bei uns. Auch darüber gerieten wir wieder in Streit. Später habe ich irgendwo gelesen, man habe Strauß operiert, und bei der Öffnung des Magens sei ungewöhnlich viel Luft entwichen. In den Nachrichten wurden solche Details aber natürlich nicht erwähnt. Gegen Mittag am 3. Oktober kam dann im Radio die Meldung, dass Strauß tot sei. Meine Mutter arbeitete im Garten, sie hatte die Spannung nicht mehr ausgehalten. Es lag

nun an mir, ihr die Neuigkeit zu überbringen. Ich gebe zu, innerlich spürte ich eine gewisse Genugtuung, aber ich wusste auch, dass meine Mutter die Nachricht nicht gut aufnehmen würde. Ich ging also nach draußen in den Garten, wo meine Mutter gerade die Rosen stutzte. Sie hörte meine Schritte und sah zu mir herüber. Noch ehe ich etwas sagen konnte, erkannte sie an meinem Gesichtsausdruck, was los war. Sie ließ die Gartenschere fallen, machte zwei Schritte rückwärts. Unglücklicherweise lag dort noch der Spaten im Gras, mit dem mein Vater am Tag zuvor die Erde eines anderen Beetes aufgelockert hatte. Er war immer sehr unordentlich mit seinem Werkzeug, und nun wurde dies meiner Mutter zum Verhängnis. Sie stolperte, für einen Moment sah es aus, als könnte sie sich wieder fangen, doch dann stürzte sie rücklings zu Boden. Mit dem Kopf stieß sie dabei gegen den kleinen Holzpfiler, an dem die Wasserleitung und der Hahn angebracht waren. Es gab ein leises Geräusch, ein Knacken, das ich wider alle Logik sehr deutlich hören konnte, dann lag meine Mutter tot auf dem Rasen. Als ich zu ihr hinlief, trat ich versehentlich auf eine Rosenblüte. Ich hob den Fuß, und für einen Moment hatte ich den Eindruck, die Blüte sähe mich vorwurfsvoll an. Es wäre sicher übertrieben zu sagen, dass ich mir selbst die Schuld am Tod meiner Mutter gegeben hätte, aber ganz unbeteiligt war ich ja nun auch nicht. Eine Folge dieser Ereignisse ist jedenfalls, dass ich auch viele Jahre später noch keine Blumen aus dem Jahr 1988 in meiner Nähe ertrage.

**5.)** Die Abbildungen an meiner Wand sind keine Originale, sondern Reproduktionen. Man braucht wirklich kein geübtes Auge, um das zu erkennen.



## ULRIKE ANNA BLEIER



aufgewachsen in der Oberpfalz, lebt in Köln. Zuletzt erschien »Miriam« bei Edition zwölf Farben/rhein wörtlich. Projektförderung der Stadtsparkasse Köln/Bonn 2015, Arbeitsstipendium NRW 2014, Finalistin beim 18. MDR-Literaturpreis 2013. Nächste Lesung: 4. Mai, 20 Uhr, Hochbunker Ehrenfeld, »Stiefschwesterblut« – szenische Lesung mit Hörspielementen, nach einem Grimms Märchen und einer wahren Geschichte; mit Stepanka Stepanek. [www.bleier-online.de](http://www.bleier-online.de).

## FRIEDEN, SONNTAGS

Aus dem Garten riecht es nach Lavendel, Müllers' Tannen rauschen entspannt im Nachmittagswind. Und ich liege ausgestreckt auf dem Bett. Meine Füße berühren das Gitter, das aussieht wie ein schmiedeeisernes Gartentor. Das Gitter ist in Wahrheit nicht schmiedeeisern, sondern eine Mischung aus Stahl und pigmentierter Pulverbeschichtung auf Epoxidharzpolyesterbasis. Die Balkontür ist geöffnet und ich höre, wie die Zwillinge Malvin und Lissandro den Nachbargarten betreten.

Plötzlich überkommt mich die Lust, meinen kleinen Zeh abzuschneiden. Den rechten. Ich fixiere das Teppichmesser, das auf dem Fensterbrett liegt. Man muss es, denke ich, schnell

machen, sonst quält man sich unnötig, ein scharfer, sauberer Schnitt. Der Körper wird in einen Schockzustand versetzt werden, es wird nicht wehtun. Ich stelle mir vor, wie es wäre, keinen kleinen Zeh mehr am rechten Fuß zu besitzen. Im Schwimmbad gäbe es versteckte Blicke auf meinen fehlerhaften Fuß. Im Sommer würde ich Sandalen tragen. Ein Unfall oder von Geburt an, würden die Leute denken. Keiner käme auf die Idee, dass ich mir den Zeh an einem Sonntagnachmittag abgeschnitten habe, einfach so.

Malvin und Lissandro haben es sich im Nachbargarten gemütlich gemacht und spielen mit leichter, kaum hörbarer Anspannung Sand schippen. Sie stechen Förmchen aus. Glocke, Sternchen, Baum.

»Gib«, sagt Malvin freundlich.

Die Tannen im Garten der Müllers flüstern angenehm im Sommerwind. Eine Elster fliegt auf den Balkon und zupft an der Tischdecke, ich kann ihre schwarzen Schwanzfedern auf- und abwippen sehen.

»Gib«, sagt Malvin noch einmal.

Von Lissandro ist nichts zu hören. Er scheint vertieft in die Sandarbeit oder er hat keine Lust zu antworten.

»Gi-ib«, drängt Malvin.

Die Wunde würde anfangs wenig, dann immer heftiger bluten. Erster Schmerz würde sich einstellen, es würde mit leichtem Brennen beginnen, ein Stechen würde dazukommen, eine Art Staccato, das immer schneller würde. Um mich abzulenken,

könnte ich meinen rechten Zeh im Garten beerdigen. Zwischen Lampenputzkraut und Lavendel, die ich auf das Grab des toten Hasen gepflanzt habe. Der Hase starb an einem Frühlingstag im letzten Jahr. Ich überlege, wie sein Kadaver wohl inzwischen aussieht. Er war das Haustier der gartenlosen Nachbarn von der anderen Straßenseite, sie baten mich, den Toten im Garten begraben zu dürfen. »Dann können wir ihn besuchen, sooft wir wollen.« Sie packten den toten Hasen samt Hasenfutter, einer Dose Bonaqua und einem durchgeknabberten Kabel in einen Schuhkarton. Sie buddelten ein Loch, das etwa einen halben Meter tief war und viereckig, sie legten Hase samt Zubehör in sein Grab, vorsichtig, als befürchteten sie, er könnte gleich noch einmal sterben. Der Junge schaufelte die Erde auf die Kiste, die Mutter sah ihm zu, während sie eine Zigarette rauchte und auf meinen Rasen aschte.

Ich stelle mir vor, wie ich mit dem Spaten das Grab öffnen würde, für den Spaten nähme ich den unverletzten linken Fuß, der rechte stünde barfuß im Gras, das sich rot einfärbte. Wenn ich in ein paar Wochen auf dem Bett liegen würde, meine Füße betrachtend, würde ich eine wohlthuende Asymmetrie empfinden. Rechts wäre nicht mehr links und links nicht mehr rechts.

Mittlerweile hat sich die Lage zwischen Malvin und Lissandro verschärft. Die ersten Vögel flattern aufgeschreckt von den niedrigen Gartensträuchern auf die meterhohen Tannen im Garten der Müllers. Die Tannen sind höher als alle Häuser in der Umgebung, sie wurden 1956 als Christbäume eingepflanzt und nehmen allen Anwohnern die Sonne weg. Auch Eichhörnchen und Mäuse höre ich jetzt aufgeregt in Schlupflöcher schlüpfen und sich überhaupt in irgendeine Sicherheit bringen. Malvin scheint bereits mit der Harke auszuholen, um seinem Bruder das Auge auszuhebeln – da schreitet die Mutter ein: »Gib das sofort her.«

»Nein«, schreit Malvin, »nein, ich will nicht.«

»Gib«, mischt sich erstmals Lissandro ein.

»Ich töte dich«, schreit Malvin. »Und dich und dich und dich!«

Ich frage mich beklommen, wer die dritte, vierte Person sein könnte. Er selbst, eine weitere Person im Garten, die sich bisher akustisch im Hintergrund gehalten hat? Oder vielleicht sogar ich? Vielleicht spürt Malvin, dass ich auf dem Bett liege und zuhöre.

Da fängt Lissandro an zu kreischen. Malvin gibt Geräusche von sich wie jemand, der gleichzeitig schreit und kaut. Ich würde der Mutter den rechten kleinen Zeh, den ich mit dem Teppichmesser abgetrennt hätte, zeigen und sagen, Malvin sei das gewesen. Oder ich warte, bis sich die Mutter resigniert in der schalldichten Wohnung verbarrikadiert, und zeige den beiden Jungs den blutigen Klumpen. »Wollt ihr mal was sehen, Lissandro und Malvin?«, rufe ich aus dem Fenster und werfe den noch frischen Zeh über die Gartenhecke.

Der Schmerz kommt ganz plötzlich, ich fange an zu wimmern, das Wimmern wird ein Stöhnen. Nachbar Müller erscheint am Fenster: »Das ist doch nicht normal, dieses ewige Geschrei hier«, schreit er.

Am lautesten schreien Malvin und Lissandro. Kinder müssen immer Sieger sein. Doch kaum ist die Tür ins Schloss geschlagen, brechen ihre schrillen Stimmen, wie unter einer Glasglocke gefangen, bevor sie ganz ersterben.

Die Tannen der Müllers rauschen im Wind. Ein Singvogel trällert ungerührt sein Lied zu Ende. Da, wo einmal mein rechter Zeh war, tut sich ein bohrender Verlust auf – der brennt und brennt und pocht und klopft, als würde Malvin mit einer Harke auf den abgesägten Knochen schlagen. Ich stopfe mir das blutige Taschentuch in den Mund. Vom Garten zieht ein starker Duft nach Lavendel herein. Vielleicht ist es auch toter Hase.



## WO ALLES VERMISSEN EINEN PLATZ FAND (AUSZÜGE)

Berlin, 2015

## Sounds und Lichter

Eine Party in einer Prenzlauer Galerie:  
Im ersten Stockwerk tanzten die Gäste unter Kopfhörern, jeder zum eigenen Lied. Reden war Graben und alles Gesagte wog schwer wie Zitate.

Die Künstler indes schwiegen vor grünen Wänden wie vor Greenscreens und schlossen ihre Augen.

Im zweiten Stock durfte ich wählen:  
Grubenlampen, die Lichterfarben verschieden, je nachdem, wie ich mich fühlte.  
Ich ging ohne Lampe in das Bergwerk, durchschritt einen von Sehnsucht blau, von Freude gelb durchflackerten Raum, sah Barkeeper, die mit Spitzhacken goldene Flaschen aus einem Eisberg schlugen, sah ein Mädchen und dachte an Schönheit denn Eiskristalle schwebten in ihr schwarzes Haar, sah Menschen die Grablichter trugen und zusammen in dunkle Räume gingen, wo sie einander die Kerzen ausbliesen.

Ich sah Menschen, die Könige waren und Discokugeln als Kronen trugen.

Sie verstreuten das Licht, das ihre Verehrer auf sie richteten.

Ihre Kronen waren schwer. Sie schwitzten und lächelten inmitten der Strahlung.

Ein paar Stockwerke höher war das Dach:  
Die Kindheit, der Blick in die Ferne und ein Himmel-und-Hölle-Spiel an der Kante mit dem letzten Feld im Abgrund



WO ALLES VERMISSEN EINEN PLATZ FAND  
(AUSZÜGE) Berlin, 2015

## Von Spiegel zu Spiegel

Als alle Menschen verschwunden waren und die Bar im Bahnhof abgedunkelt war, erschien das Spiegelbild meines Vaters, in der Glasfront, wie er auf der Bank saß, bis er in den Zug einstieg, der sein Bild aus dem Spiegel trug, der Zug, der durch meine Spiegelung fuhr, wenn ich nachts aus meinem Zimmer sah, im Schein der Schreibtischlampe, während ich über Einstein, die Zeit und das Licht las, gespiegelt als Schatten einen Raum weiter, wo Mutter blind hinter dem Spiegel saß. Blass geworden von den Spiegeln, krank geworden von dem Licht, spiegelte sie sich in meinen Augen und in ihrer Sonnenbrille spiegelte ich mich und es war eine Unendlichkeit zwischen uns, wo alles Vermissten einen Platz fand. Die Blicke der Spiegel folgten mir, einer Wolke Licht, dunkel im Innern, Spiegel wie Spiegel einer anderen Stadt, wo ich mich betrachtete als Kind und an die Zukunft dachte. Ich blieb das Kind in Vaters und Mutters Erinnern, von Spiegel zu Spiegel geworfenes, durch Tränen gebrochenes Licht. In meinen Tagen vergingen ihre Jahre.

**G**UNTHER GELTINGER



Geboren 1974, studierte Drehbuch und Dramaturgie an der Universität für Musik und Darstellende Kunst in Wien und als Postgraduierter an der Kunsthochschule für Medien in Köln. Sein Debütroman »Mensch Engel« (Schöffling & Co) erschien 2008 und wurde in mehrere Sprachen übersetzt, 2013 veröffentlichte er seinen zweiten Roman »Moor« (Suhrkamp). Gunther Geltinger erhielt zahlreiche Preise und Stipendien, u. a. den Förderpreis für Literatur des Landes NRW, das Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium der Stadt Köln, das Heinrich-Heine-Stipendium der Stadt Lüneburg und Aufenthaltsstipendien im Literarischen Colloquium Berlin und im Internationalen Künstlerhaus Villa Concordia in Bamberg. Er war Inselschreiber auf Sylt, nahm an den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt teil und wurde mit dem August-Graf-von-Platen-Literaturpreis der Stadt Ansbach ausgezeichnet. Für sein aktuelles Romanvorhaben erhielt er ein Arbeitsstipendium der Kunststiftung NRW.

## AUSZUG AUS EINEM ROMAN IN ARBEIT

**E**s war am frühen Abend gewesen, kurz vor dem Unfall. Die Sonne stand waagrecht zur Ebene, in den langen Schatten nistete schon die Finsternis und verlieh den Dingen eine grelle, fast aggressive Körperlichkeit. Auch der Anhalter war in diesem Licht besonders leibhaftig, oder die Idee von ihm, die Vinz bei seinem Anblick packte. Jäh bremste er ab. Als der Wagen zum Stehen kam, bereute er bereits seinen Entschluss.

An den älteren Männern war er achtlos vorbeigefahren. Auch solche, deren Äußeres auf zweifelhafte Absichten oder einen strengen Geruch schließen ließ, Typen mit schlechter Kleidung und tief in die Stirn gezogenen Kappen, die das Gesicht zusätzlich verdunkelten, hatte er links liegen lassen, überhaupt alle Unattraktiven. Entfernung, blendende Sonne und Gesichtszüge, die sich erst im letzten Moment offenbarten, machten eine Einschätzung schwer. Hatte er in der Ferne einen Anhalter erspäht, hielt er abwartend den Fuß zwischen den Pedalen und beobachtete aus den Augenwinkeln Alexander, der alles unter Kontrolle zu haben schien: den Gegenverkehr, die gelbe Mittellinie als Grenze für Vinz' hartnäckigen Rechtsdrang, die vom Navigationsgerät angezeigte Höchstgeschwindigkeit. Ihren Hunger, Nikotinspiegel, Blasendruck, die vorüberziehende Landschaft mit dem unveränderlichen Gebirgszug am einen und dem Tramper am anderen Ende seines Blickfelds, dazwischen das leere Grasland wie die spannungsteigernde Panoramasequenz eines Films, in dem der nächste Schnitt die Wende bringt.

Wenn der Wagen vorüberfuhr, schauten sie den Fremden an und er sie, von außen durch die leicht getönte Scheibe, dahinter zwei männliche Weiße – was auch für den Anhalter einen Unterschied macht. Der Gedanke war so schnell vorbei



wie der kurze Augenkontakt, er verlor sich zwischen den Büschen, freistehenden Akazien und Zäunen, die nun wieder die Straße säumten, sickerte ins Land und nährte die Phantasie; und wenn er doch anhielte?

Alexanders Augen wanderten zum Außenspiegel, Vinz, wie als Gegenbewegung, schaute in den Rückspiegel. Leicht zeitversetzt durch die unterschiedlichen Winkel, tauchten die Männer am Straßenrand noch einmal in ihrem Blickfeld auf, und in diesem gedehnten Moment, wenn sie wortlos miteinander abglichen, was sie sahen, vergrößerte sich wie unter einem Brennglas der Gedanke, der Vinz vom ersten Moment der Reise an begleitet hatte. Wären sie im Notfall überhaupt noch ein Team oder nicht längst schon Einzelkämpfer, sogar Gegner?

Die Frauen hätten ihm Warnung sein können. Als Vorhut der Männer, die wenige hundert Meter später und meist allein folgten, standen sie am Rand eines Dorfes, in den immer gleichen Formationen, wie auch die Ausläufer der Dörfer, aus denen sie stammen mochten, einander glichen. Versprengte Hütten, deren unverputzte Betonwände über mehrere Kilometer das Grasland fleckten, Gischtflocken einer mit Wucht am Strand gebrochenen Welle, schon gefolgt von der nächsten. Zu zweit oder mehreren warteten sie auf Minibusse, einen mitfühlenden Fahrer, einen günstigen Schicksalsmoment. Stets streckte nur eine von ihnen die Hand aus, die anderen steckten die Köpfe zusammen, lachten, ihr Harren vor der reglosen Landschaft wie die Ankündigung des Unglücks, das sich irgendwo dort draußen bereits zusammenbraute. Die bunten Kleider, gewickelten Kopfbedeckungen, ihr ins Wageninnere gerichteter Blick mit dem Anflug von Spott oder sogar Verachtung, die er in den Augen der Frauen zu sehen glaubte, wenn er vorbeifuhr und ihr Bild ihm noch eine Weile im Gedächtnis

haftete, die wellige Handbewegung zum Boden hin, die ihm über die bloße Geste hinaus etwas sagen zu wollen schien, was er nicht verstand, der Code für den Zugang in die Wirklichkeit ihres Landes in drei oder vier unumkehrbaren Schritten: abbremsen, die nächste Haltemöglichkeit ansteuern, ein einmündender Feldweg, eine von Müll bedeckte Ausbuchtung des Banketts, Gelegenheiten für Zigaretten-, Pinkel- und Imbisspausen, vor denen die Crime-Alert-Schilder warnten, *Do not stop*; und dann Knöpfe hoch und das Kribbeln spüren, das sich im Körper ausbreitet, diese Mischung aus Neugier, Schauder und einer ihm gut bekannten Lust an der Zerstörung dessen, was ohnehin nicht mehr zu retten ist.

Im Rückspiegel sah Vinz, wie der junge Schwarze mit der Baseball-Cap in etwa hundert Metern Entfernung seine Sporttasche vom Boden aufhob und auf den Wagen zusprang. Alexander zuckte aus seinem Sitz hoch. Schaute über die Schulter zurück. Scannte in der gleichen Bewegung die Umgebung ab. Die in diesem Moment bedrückend leere Straße. Die Parkbucht, ein unbefestigter Sandplatz, die Position des Wagens, den Winkel, in dem er zur Straße stand, möglicherweise zu steil; sie würden ein Stück zurücksetzen müssen. Die letzten Häuser lagen weitab, niemand würde ihre Handzeichen sehen. Alexander verriegelte die Türen und sagte: Bist du jetzt endgültig verrückt geworden? Vinz erstarrte. Noch blieb genug Zeit. Der Motor startbereit, seine Hand auf dem Schalthebel, der Tramper erst auf halber Höhe, im Spiegel wurde der hochgewachsene Typ noch größer, je näher er kam. Der rote Fleck auf Alexanders Stirn zeigte Alarm. Vinz spürte alle Kraft aus seinem Körper weichen. Wie immer in solchen Situationen stellte er sich tot. Je entschlossener Alexander, desto toter Vinz. Nicht entscheiden heißt überleben. Ihr

Selbstverständnis reicht von A bis Z, beim Z angefangen kommen die Zweifel auf. Sie lieben von rechts und zerbrechen von links. Er spürte Alexanders Hand am Oberarm, fast schmerzhaft; in den letzten Monaten, wenn sie am Küchentisch um eine Lösung rangen, hatte er sich manchmal gewünscht, dass Alexander ihn so packt. Jenseits der Gewalt bleibt ihnen nur das stumpfe und langwierige Sterben. Der Anhalter zog am Türgriff. Fahr weiter, sagte Alexander.

Einem Kavaliersstart stand nichts im Weg, die Straße war frei bis zum Horizont. Vinz sah gleich mehrere Horizonte. Weit auslaufende Wellen bis zu dem Punkt, wo die Ebene an einer dunstigen Naht in die Atmosphäre übergang, ein schmales Band wie aus Löschpapier, das sich mit den Farben der Erde und des Himmels vollzog. Dort wollten sie hin. Auf die letzte Linie senkte sich gerade die Sonne. In einer Stunde würde es dunkel sein. Wenn nichts dazwischenkommt, könnten sie es bis Anbruch der Nacht zu ihrer Lodge schaffen. Am nächsten Tag die Wanderung durch den Canyon, das Naturwunder der Pottholes an den Wasserfällen des Blyde River, God's Window, die Passhöhe mit der erhabenen Aussicht auf das Land, das sie retten soll. Er folgte mit Augen der Straße. Sie führte schnurgerade zum Scheitel eines Hügels, verschwand in einer Senke, tauchte auf der anderen Seite wieder auf, und so weiter, zwanzig, dreißig Kilometer, vielleicht mehr. Aus den vorderen Büschen stieg bereits die Dunkelheit, wie Gestalten drängten sie an den Straßenrand. Die drei Frauen, die zuletzt dort gestanden hatten, waren ihm vertrauenswürdig erschienen. Sie hätten sich mit ihren großen Hintern auf die Rückbank gezwängt, keine Fragen gestellt, sich von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke zugeworfen und leise gekichert, über die beiden deutschen Touristen und ihr putziges Gefühl, etwas zur Versöhnungspolitik dieses Landes beigetragen zu haben.

Jetzt fahr schon!, zischte Alexander. Wieder hörte Vinz den Türgriff. Es klang vorsichtiger als beim ersten Mal, fragend. *Hello, how are you?* Einsame Straßen wie diese halten tausend Gründe bereit, auf offener Strecke plötzlich links ranzufahren. Die Antilope im Gebüsch entpuppt sich beim Heranzoomen als Fallholz eines abgestorbenen Baums. Touristen gelten prinzipiell als ahnungslos und überfordert, weltweit duldet man ihre Blödheit als Entschuldigung für verkehrsmäßiges und zwischenmenschliches Fehlverhalten. Ein drittes Mal schnalzte der Griff. Dann ein Rütteln, als gäbe es für die hartnäckige Verweigerung keine andere Erklärung als die, dass die Tür klemmt. Alexander drehte sich um und signalisierte mit einem Achselzucken und abwimmelnden Handzeichen sein Bedauern über das Missverständnis. Der Tramper ließ von der Tür ab, doch im Außenspiegel sah Vinz, dass er stehen blieb. Er kennt den Typ Mann, der Alexander reizt, sein so genanntes Beuteschema. Groß, drahtig, je dunkler, desto länger sein Blick. Der Rückspiegel hatte die Sekundenbruchteile gesammelt, er barg eine lange, schmalgliedrige Hand, über dem Gelenk ein paar bunte Stoffarmbänder, wie sie auch der Schmuckverkäufer auf dem Markt feilgebieten hatte. Der Unterarm glänzend und unbehaart, das rote Shirt betonte die schmalen Hüften, der Hosenboden seiner Baggy hing tief, kaschierte den festen Arsch und ließ auch sonst der Vorstellung genug Raum, mehr gab der Ausschnitt im Spiegel nicht preis. Der scheint doch okay, sagte Vinz und drehte den Kopf wie gegen einen Widerstand zu Alexander. Warum tust du das? In den Worten schwang plötzlich ein flehender Unterton. Er sah den Überdruss in Alexanders Gesicht, so müde erschien es noch heller, fast durchsichtig, um die Augen der bläuliche Schatten im Halbschlaf verbrachter Nächte, in denen er auf Vinz' Rückkehr gelauscht hatte, das Knirschen seines Schlüssels in der Wohnungstür.

Der Tramper bewegte sich nicht vom Fleck. Vinz verzog angewidert das Gesicht. Die Ausdauer oder Gleichgültigkeit, mit der er dort ausharrte und auf seine Gelegenheit wartete, kotzte ihn an. Er wird dort stehen, bis sie den Kampf im Wagen ausgefochten haben, und je tiefer die Wunden, die sie sich zufügen, desto größer die Chance, dass sich die Tür doch noch öffnet. Das schlechte Gewissen eines Fahrers ist für einen Anhalter in diesem Land beste Voraussetzung, von der Stelle zu kommen. Sie stehen mit ihrem Kram am Straßenrand, warten auf die Schuldigen und rufen: *ebony, ivory!*

Von hinten raste ein Range Rover vorbei. Vinz heftete seinen Blick an das Fahrzeug, als könnte er so entkommen. Die Karosserie blinkte in der untergehenden Sonne. Der Lichtreflex war die einzige Bewegung in der Landschaft, die nun ebenfalls zu warten schien, ausdauernd, gleichgültig. Obwohl der Wagen sich mit hohem Tempo entfernte, kam er am Scheitelpunkt des Hügels nicht an. Dann war er plötzlich doch verschwunden, wie verschluckt von der Savanne tauchte er auf der anderen Seite des Tals nicht mehr auf. Auch die Sonne war jetzt weg. Hinten klopfte der Tramper gegen die Scheibe. Warum hast du mich nicht einfach verlassen?, sagte Vinz. Seine Stimme klang ähnlich unterwürfig wie das Klopfen, das noch im Wagen hing, mehr Bitte als Frage, als forderte er ein letztes Mal sein Bleiberecht. Für eine Entschuldigung war es zu spät, die Chance hatte er im Totstellreflex am Küchentisch überkauert. Schon im nächsten Moment bereute er seine Worte. Noch in der Boarding-Halle des Flughafens hätte Alexander die Möglichkeit einer freien Entscheidung gehabt. Hier war der einzige Weg, der ihnen blieb, die Straße geradeaus. Geduld. Die Krankheit im Herzgrund wird schon nicht tödlich sein, der Schmerz der Entzündung vergehen. Die Zeit heilt alle Wunden, kein Sprichwort ist Vinz mehr verhasst als die Vertröstung auf die Fühllosigkeit von Narben. Er erwartete einen Schlag ins tote Gewebe fast verschmerzter Kränkungen, Alexanders harsche Zurechtweisung, reiß dich gefälligst zusammen, der Typ kann nichts dafür. Doch er beugte sich nur stumm über Vinz und ließ die Scheibe herunter. Im Fenster tauchte der Anhalter auf, ein Gesicht wie erwartet. *Hello, how are you?* Der Satz klang auswendig gelernt und hohl, wie ein Echo, das seinen Ursprung nicht mehr kennt, schien er von irgendwoher aus der Tiefe des Landes zu kommen. Vinz musterte ihn. Er war Anfang zwanzig, vielleicht jünger. Halb grinsend, halb genervt lauerte er auf eine Antwort. Die Zeit, als in diesem Land der Augenblick, in dem ein weißer Autofahrer einem Schwarzen seine Tür öffnet, blutig umkämpfte Utopie der Menschlichkeit war, hatte er als Kleinkind erlebt, vielleicht gar nicht. Hinter seinem glatten, vom Spurt leicht verschwitzten Gesicht wechselten die Farben der Landschaft vom Grün der vorderen Akazienreihen über die Gelbtöne des offenen Weidelandes mit dem rötlichen Gebirgszug am Horizont ins Azurblau des Abendhimmels und wieder zurück. Dazwischen schnitt die Straße wie ein Fremdkörper durch die Ebene und spaltete das Land.

Auf der anderen Seite der Senke tauchte das Fahrzeug wieder auf, oder war es ein neues; ein Lichtpunkt in der Ferne, der zitternd über die dunkle Linie kroch, als fahre jemand mit einem Laser-Pointer über ein abstraktes Gemälde, und plötzlich erlosch. Die Zähne des jungen Mannes waren gerade und makellos weiß. *We are sorry*, sagte Alexander, Vinz miteinschließend, der sich für alles Mögliche schuldig fühlte, doch nicht für die Abfuhr. Leider, fügte er in seinem nahezu akzentfreien Englisch hinzu, haben wir ein Problem mit dem Wagen. Der Anhalter zuckte mit den Schultern und schaute sich um. Vinz sah, wie er alles erkannte; den vor Übergabe in der Avis-Werkstatt generalüberholten Toyota mit der für dieses Land falschen Farbe. Die Spiegel, in denen sich die Blicke stauten. Vinz' Handy in der Ablage, die grundlegende Orientierungslosigkeit, eine eilig zusammengefaltete Straßenkarte, das Navigationsgerät. Ihre Reisekrankheit, die aufgerissenen Fast-Food-Verpackungen und leeren Flaschen auf der Rückbank, dazwischen die Ananas vom Markt, deren fauliger

WO ALLES VERMISSEN EINEN PLATZ FAND  
(AUSZÜGE) Berlin, 2015

## Schwirrender Staub

Ich bin müde vom Bedauern des Erinnerns.  
Ich bin müde vom Bedauern des Bedauerns,  
von den Tagen, an denen ich hinaussehe  
und mich an nichts als Tage erinnere,  
an denen ich hinaus sah und träumte.  
Die Kartons, die eine Zukunft bedeuten,  
liegen um die Stellen, wo die Dinge waren,  
die in die Kartons verschwunden sind.  
Die Kartons der Zukunft verweisen auf nichts,  
als auf die Lücken, die die Dinge hinterlassen:  
die Schränke mit Büchern über die Zeit  
und das Licht, die ich las, als du gingst,  
die Schränke mit Schallplatten und Fotos,  
der Tisch mit der Schreibmaschine.  
Wo sie mal waren, ist nun eine Staubschicht,  
umrahmt von den Kartons einer Zukunft,  
die einem anderen gehören wird,  
aufgewirbelt von den Schritten  
meiner Gegenwart, von Wand zu Wand  
tanzender Staub, schwirrende Gedanken.

Falls es stimmt, dass Menschen,  
wenn sie sich schnell genug bewegen,  
langsamer altern, als alle anderen,  
reisten wir damals mit dem Licht,  
von Spiegel zu Spiegel, von Auge zu Auge.  
Stroboskope rotierten, Feuerwerk explodierte,  
in unseren Mündern knisterte  
Brausepulver beim Küssen. »Wir müssen  
wissen, was sich fühlen lässt.  
Erst an den Grenzen des Fühlens  
darf die Fantasie beginnen.«  
Wir wissen, je leerer ein Raum ist,  
desto größer ist seine Resonanz.  
Selbst unser Flüstern wäre jetzt laut,  
wenn wir uns unsere Geschichte erzählen,  
und ich würde nichts bedauern, nicht  
das Erinnern bedauern, nicht  
das Bedauern bedauern, nicht  
diesen Tag, an dem ich, während die Uhren  
aus den Kartons ticken, Schritte setze,  
von Wand zu Wand zu Wand.



# Die Zahlen

*Für meinen Großvater, den ich nie kennenlernte*

Nahe des zuwuchernden Kraters,  
in dem du diesen Sommer mit mir liegst  
in meinen Gedanken, irgendwo dort  
standest du damals als Offizier,  
folgten deine Augen dem Sekundenzeiger  
auf deiner goldenen Taschenuhr,  
lauschten deine Ohren dem fernen  
Donnern von Kanonenfeuer,  
formten deine Lippen Zahlen,  
Zahlen, als flüsterst du einen Zauber,  
der die Artillerie deiner Männer bewegte.  
Und der Feind war der Wind, der  
den Schall zerfetzte, der Wind, der  
die Rechnung verwischte, der Wind, der  
den Schrei deines Sohns zerriss,  
den Schrei, der ihn zerriss  
und den Krater hinterließ.  
Nirgendwo ist Stille so gewaltig  
wie in dir. Nur die goldene Uhr  
tickte weiter durch die Zimmer  
deines Hauses lange nach dem Krieg.  
Und du schriebst die Zahlen,  
die Rechnung, die dich rettete, weiter  
auf den beschlagenen Spiegel des Bades  
und sahst dich durch die Zahlen an.  
Und du schriebst die Zahlen weiter  
auf das beschlagene Fenster des Schlafraums  
und sahst durch die Zahlen die Menschen,  
die vorübergingen auf der Straße,  
die bewegte Orte waren,  
sahst den Krater in der Ferne,  
den der Wind mit Echos füllt und  
wo ich dir fast ein Fremder bin.  
Deine Augen sind mit meiner Mutter  
aus der Familie verschwunden.  
Doch deine Hände sind noch da  
und du betrachtetest meine Finger,  
als zähltest du, was von dir blieb.  
Den ganzen Sommer schreibe ich  
über dich und mich  
umwuchert das Gras.  
Still bist du geworden  
und wenn ich heimgehe,  
gehst du in die andere Richtung.

Geruch im Wagen hing, vermischt mit den Ausdünstungen ihrer Angst. All das ineinander Verwickelte und Verworrene ihrer gemeinsamen Jahre in den Hartschalenkoffern, und versteckt in der Unterwäsche, als würde das einen Kriminellen abschrecken, der Computer, obwohl Alexander ihn mehrmals ermahnt hatte, ein Notizbuch würde reichen. Statt eines Warnblinkers, wie er in einer solchen Situation angebracht wäre, leuchtete auf Alexanders Stirn der Stresskeil und verriet die wahre Panne.

Maybe I can help, sagte der junge Mann. Vinz wagte nicht, Alexanders Blick zu entgegnen. Da entriegelte der auch schon die Türen. Maybe you should just help yourself, sagte Vinz und ließ vor den Tränenfilm, der plötzlich in seinen Augen stand, die Scheibe gleiten. So verschwommen war das Gesicht wieder wie jedes andere am Straßenrand. Dann riss die Wucht des lospreschenden Wagens es fort. Als die Staubwolke auf der Straße sich lichtete, sah Vinz den Anhalter noch eine Weile dort stehen. Er schrumpfte schnell, wurde unscharf und kippte schließlich aus dem Rückspiegel. Das Navigationsgerät stieß in regelmäßigen Intervallen den Warnton aus. Bei 140km/h kam von Alexander noch immer kein Achtung. Nach kurzer Zeit hatten sie den Scheitelpunkt der Steigung erreicht. Von hier aus gesehen war es kein Hügel, nur irgendein Punkt im endlosen Auf und Ab. Die Straße neigte sich wieder nach unten. In der Talsohle mäanderte ein sattgrünes Band durch die vergilbten Streifen der Weideflächen, dahinter glühte der schorfige Boden einer Sandpfanne im Abendlicht rötlich nach. Für den Bruchteil einer Sekunde erkannte Vinz zwischen dem Schilfgürtel das Glitzern von Wasser.

Es wird schön, sagte er, der Motor dröhnte hochtourig und übertönte seine Abbitte. Die Tränen waren zurück in die Brust gesickert und drückten von hinten aufs Herz. Alexander starrte mit abgewandtem Kopf hinaus, von seiner Enttäuschung sah Vinz nur die harte Kante seines Profils vor dem Stakkato der vorüberfliegenden Akazien und Marula-Bäume. Die Straße war leer bis zum nächsten Horizont, der Blick frei und nur im unteren Drittel noch von ein paar Linien durchbrochen, der Rest war Himmel. Gottes Fenster stand offen, die Nacht flutete ungehemmt hindurch, aaste mit ihren Schatten auf der Erde und zog Alexander von ihm weg. Beinahe hätte er das Hindernis auf der Fahrbahn übersehen. Im letzten Moment wich er aus. Auch der Tanklastzug, der die Steigung hinaufkroch, tauchte aus dem Nichts auf; in den Tarnfarben der Dämmerung sieht das Auge nur das, was sich unvorsichtig bewegt. Würde eine Antilope, wenn sie sich totstellt, den Angriff der Raubkatze überleben? Von Geparden wusste er, dass erst die panische Flucht des Beutetiers den entscheidenden Sprint auslöst. Mehrere Hupsalven höhnten über ihn hinweg. Ihm war, als kehrte Alexander nur widerwillig aus der Weite zurück. Vor der schwarzen Front des Lasters riss Vinz den Wagen nach links, blickte in den Rückspiegel und sah in der Mitte der Fahrbahn die Schildkröte. Jäh bremste er ab –



## DÖRTHE BOXBERG



Dörthe Boxberg lebt und arbeitet als Fotografin in Köln. Die Fotos für »Westtext« entstanden aus Experimentierfreude mit der Agfa Clack, einer Rollfilmkamera aus den 50er Jahren, und abgelaufenen Farbfilmern. Im Gegensatz zur digitalen Fotografie ist das Ergebnis nicht sofort sichtbar. Zudem entsteht durch die veränderte Chemie der Filme und dem bewusst herbeigeführten Lichteinfall auf das Negativ, Unvorhersehbares. Neben der Motivwahl spielt der Zufall eine bildentscheidende Rolle.



# Förderer von Kunst und Kultur

**JTI engagiert sich international als Förderer von Kunst und Kultur. Seit seiner Gründung im Jahre 1999 unterstützt das Unternehmen überall auf der Welt soziale und kulturelle Organisationen und Projekte. In diesem Kontext steht auch das Engagement an den beiden deutschen Standorten Köln und Trier.**

JTI ist auch die Förderung literarischer Künste ein großes Anliegen. Dies bestätigt einmal mehr die Zusammenarbeit mit dem Literatur-

haus Köln – in diesem Jahr zum elften Mal. Im Zentrum der Kooperation stehen seit vielen Jahren die Aktion „Ein Buch für die Stadt“, aber auch die anderen zahlreichen Projekte des Literaturhauses Köln.

JTI unterstreicht durch die Partnerschaft mit dem Literaturhaus seine Verbundenheit mit Köln und den Kölnern sowie der Literatur in ihren vielfältigen Formen.

Wir gratulieren herzlich zum 20. Geburtstag mit den Worten Maxim Gorkis: „Liebt das Buch. Es wird Euch freundschaftlich helfen, sich im stürmischen Wirrwarr der Gedanken, Gefühle und Ereignisse zurechtzufinden.“

